

# *Triumph des Herzens*

DER GÖTTLICHE SOHN  
IST MENSCH GEWORDEN  
UND HAT UNTER UNS  
GEWOHNT

*PDF - Familie Mariens*

*2019 (VI)*

*Nr. 157*

# Die Heilige Nacht

*Die Geburt Jesu, des Gottmenschen, als kleines Kind im Stall von Betlehem gehört zu den staunenswertesten Offenbarungen der Liebe Gottes. Da die Evangelien uns nur in knappen Worten darüber berichten, hängt es sehr von unserer liebevollen Betrachtung ab, wie viel wir von dem unendlichen Reichtum aufnehmen können, der diesem „armen“ Geheimnis innewohnt. Gott will uns dabei helfen - zum Beispiel durch wunderbare inspirierte Schriften und Visionen verschiedener Heiliger und authentischer Mystiker, die uns das Geschehen von Weihnachten verlebendigen und tiefer erschließen. Darunter glänzen besonders die Texte der spanischen Äbtissin Maria von Agreda.*

*Da* die ehrwürdige Franziskanerin Maria von Jesus von Agreda (1602-1665) bei uns im deutschsprachigen Raum noch wenig bekannt ist, möchten wir sie Euch gerne kurz vorstellen. Bereits 20 Jahre vor ihrer Geburt hatte die hl. Teresa von Avila auf einer Reise durch das Städtchen Agreda prophezeit: „*Agreda, dieser Gottesgarten, wird für die heilige Kirche eine duftende Blume hervorbringen.*“ Diese „duftende Blume“ war das adelige Mädchen Maria Coronel Arana, ein stilles, kränkliches Kind, das unter Gottes reichem Gnadenwirken schon früh entschlossen war, allein für Gott zu leben. Doch Sein Ruf ins Kloster - und das ist einzigartig - erging schließlich an die ganze Familie: Nach drei Jahren harten Ringens im Gebet ließen die Adelige ihr Anwesen in Agreda in das kontemplative Frauenkloster der „Unbefleckten Empfängnis“ umbauen, in das die Mutter zusammen mit den beiden Töchtern eintrat. Der Vater folgte seinen beiden Söhnen in ein Franziskanerkloster.

*Mit* der ewigen Profess 1620 begann für die 18-jährige Sr. Maria von Jesus eine intensive Zeit der Läuterung und Buße. Schon damals begnadete Gott die demütige und gehorsame Schwester mit außerordentlichen Gaben wie langen Ekstasen und der Bilokation. Mit nur 25 Jahren wurde Sr. Maria dann zur Äbtissin gewählt. Sogleich legte sie das Regelbuch und

das Klostersiegel zu Füßen einer Statue der Gottesmutter nieder, als deren „kleine Stellvertreterin“ sie sich verstand. Während sie weiterhin die niedrigsten Dienste verrichtete, erfüllte Maria von Agreda ihr Amt als wahre Mutter klug, sanft und mit liebenswürdiger Einfachheit 35 Jahre lang - mit nur drei Jahren Unterbrechung - bis zu ihrem Heimgang am Pfingstfest 1665.

*Im* Jahre 1627 hatte der Herr die eben erst zur Äbtissin gewählte Maria von Agreda beauftragt, ihre von Jugend an empfangenen tiefen Erleuchtungen und inneren Schauungen über das Leben der Gottesmutter niederzuschreiben. Zehn Jahre später machte sich die 35-jährige Franziskanerin im Gehorsam gegenüber ihrem Beichtvater also ans Werk und vollendete die ersten zwei von acht Büchern in nur 20 Tagen! Dazu erklärte ihr die Gottesmutter: „*Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte hängt nicht von der Schreiberin ab, sondern vom Urheber, der die höchste Weisheit ist. Das Werkzeug, das Er erwählte, sollte kein hochgelehrter Mann sein. Es gereicht zur größeren Ehre Gottes, wenn das Werkzeug eine Frau ist, der weder Wissenschaft noch eigenes Studium dabei helfen. Daran werden alle erkennen, dass sich in dieser Geschichte nichts findet, was von dir stammt, und dass du dir dabei nicht mehr Verdienst zueignen darfst*

*als der Feder, mit der du schreibst.*“ Doch wurde das fertige Werk, das von Theologen sofort gründlich geprüft und überaus gelobt wurde, 1645 unter höchst unglücklichen Umständen vernichtet. So schrieb Sr. Maria das „Leben der jungfräulichen Gottesmutter Maria“ zehn Jahre danach ein zweites Mal noch vollkommener nieder! Darin schildert sie auch das Geschehen der Heiligen Nacht:

Nach der mühevollen Herbergssuche in Betlehem schaut Maria von Agreda, wie das heilige Paar zur Hirtenhöhle außerhalb der Stadt geführt wird. Überglücklich und Gott dankend finden Maria und Josef sie leer und verlassen vor.

Die Grotte bestand aus natürlichem, unbehauenen Fels, so dass sie sich nur für Tiere eignete. Maria, die Jungfrau von 15 Jahren, schickte sich an, die Höhle, die ein Königsthron und heiliger Gnadenort sein sollte, eigenhändig zu reinigen, während Josef sie eindringlich bat, ihm die Arbeit zu überlassen. Doch die demütige Königin des Himmels ließ es sich nicht nehmen, die Arbeit mit ihm zu teilen. Dann zündete Josef ein Feuer an, weil es sehr kalt war. Maria und Josef wärmten sich ein wenig und genossen in unaussprechlichen Freuden von ihren armen Speisen. Nach dem Dankgebet erkannte Maria, dass ihre Stunde nahte. Sie bat Josef, sich zurückzuziehen und etwas auszuruhen, denn es war schon spät in der Nacht. Er gehorchte seiner Braut und bat sie, das Gleiche zu tun. Während Maria auf einer von Josef bereiteten Lagerstätte Ruhe suchte, zog sich Josef in eine Ecke nahe dem Eingang zurück. Bald wurde Maria durch eine mächtige Kraft in eine Ekstase gehoben. In dieser Vision, die über eine Stunde dauerte, erhielt sie eine tiefe Schau in die Geheimnisse der Gottheit und Menschheit ihres Göttlichen Sohnes. Maria war dem Leibe nach so vergeistigt, so schön, dass sie keinem irdischen Geschöpf mehr glich. Ihre Züge waren ernst, voll wunderbarer Majestät, ihr Herz ganz in Liebesglut entzündet, ihr ganzes Wesen in Gott umgestaltet.

Am Ende dieser Verzückung schenkte Maria der Welt den Eingeborenen des Vaters, ihren Sohn Jesus. Es war um Mitternacht. Sie gebar Ihn ganz makellos und ohne Schmerzen. Er ging

aus ihr hervor wie die Strahlen der Sonne, die ein Kelchglas durchdringen, ohne es zu zerbrechen, sondern seine Schönheit und seinen Glanz vielmehr erhöhen. Das Göttliche Kind kam in glorreicher Verklärung zur Welt, so dass im Augenblick der Geburt die Glorie der Seele auf den Leib des Kindes überströmte, wie dies später auf Tabor geschah. Der Evangelist Lukas berichtet, Maria habe ihr Kind in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt. Wer es in ihre Arme legte, sagt Lukas nicht. Die Himmelsfürsten Michael und Gabriel waren in menschlicher Gestalt zugegen. Mit unaussprechlicher Ehrfurcht nahmen sie das Kind in ihre Hände. Wie der Priester die Hl. Hostie dem Volk zur Anbetung zeigt, so hielten sie Es in strahlender Glorie der Mutter vor Augen. Mutter und Sohn schauten einander an. Dann hörte Maria die Stimme des ewigen Vaters:

*Nimm deinen Eingeborenen in deine Arme, pflege Ihn und wisse, dass du Ihn Mir opfern musst, wenn Ich es von dir verlange. Nähre Ihn als Mutter, und ehre Ihn als wahren Gott.‘ Darauf erwiderte sie: ‚Siehe, das Werk Deiner Hände. Schmücke mich mit Deiner Gnade, damit Dein Sohn, mein Gott, mich als Seine Magd annehme und ich Ihm würdig diene.‘*

Jetzt hob das Göttliche Kind das Wunder der Verklärung auf, und Maria sah Es in Seinem natürlichen, leidensfähigen Zustand. Sie empfing Es aus den Händen der hll. Engel und sprach zu Ihm: *‚Meine süßeste Liebe, Leben meiner Seele! Sei willkommen in dieser Welt, Du Sonne der Gerechtigkeit, verbanne die Finsternis der Sünde und des Todes!‘*

Das Kind auf ihren Armen haltend, war Maria wie ein Altar oder Tabernakel, während sich der ganze himmlische Hof in die Krippenhöhle begab, um den Schöpfer in Seinem neuen, ungewohnten Gewand anzubeten.“

Dann fügt die Gottesmutter als Unterweisung für uns alle hinzu: *‚Mein Göttlicher Sohn suchte die Demut und Einsamkeit nicht, als hätte Er ihrer bedurft, sondern um die Menschen den kürzesten und sichersten Weg zu einer hohen Stufe der göttlichen Liebe und der Vereinigung mit Gott zu lehren. ‚Seid vollkommen,*

*wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!‘ Das ist für die Kinder der Kirche nichts Unmögliches. Wenn sie tun, was sie können, wird der Vater keinem von ihnen die Gnade verweigern, zur Ähnlichkeit mit Ihm zu gelangen. Mein heiligster Sohn hat ihnen das Glück ja verdient. Der furchtbare Undank, mit dem die Menschen ihre Erlösung vergessen und verachten, ist allein schuld daran, dass die Frucht der Erlösung in ihnen nicht wirksam wird. Lerne durch mein Beispiel,*

*in tiefer Demut mit dem Herrn umzugehen, wenn du Ihn in der Hl. Kommunion in dein Herz aufnimmst. Du hast Ihn dann ganz nahe bei dir und in dir. Da spricht Er auch zu dir: ‚Werde Mir ähnlich!‘ Verstehe wohl: Jesus will, dass du Seine Wohltaten mit solcher Dankbarkeit annimmst, als wäre Er für dich allein vom Himmel herabgekommen, als hätte Er dich allein erlöst und dir allein Seine Lehre verkündet, die Er Seiner Hl. Kirche hinterließ.‘*

Hauptquelle: Maria von Agreda, Leben der jungfräulichen Gottesmutter Maria, II. Band, Jestetten 1982.  
(Text zum leichteren Verständnis gekürzt wiedergegeben)

Zwischen 1622 und 1625 hielt sich die von glühender Nächstenliebe beseelte junge Klausur-Schwester in Bilokation mehr als 500 Mal im Gebiet der heutigen US-Bundesstaaten New Mexico, Arizona und Texas auf, wo sie unter den oft feindseligen Indianerstämmen den Glauben verkündete, um sie anschließend zu den dort tätigen Franziskaner-Missionaren zu schicken. Jene waren höchst erstaunt angesichts der vielen Indianer, die von einer „Dame in Azurblau“ sprachen, welche sie auf die Taufe vorbereitet hatte. Damit meinten sie den azurblauen Mantel der „Franziskanerinnen von der Unbefleckten Empfängnis“, denen Sr. Maria angehörte.

Der Reliquienschrein der ehrwürdigen Maria von Jesus in der Klosterkirche von Agreda. Zwei Jahre nach ihrem Tod besuchte der spanische König Karl II. ihr Grab und wünschte den Leichnam zu sehen. Man fand ihn gänzlich unversehrt! In einer Urkunde heißt es: „Der ehrwürdige Leib der Dienerin Gottes lag mit ruhigem, freundlichem Antlitz da, schön und wie gesund. Sie sah aus, als ob sie lebe, und sie verbreitete einen lieblichen Duft.“ Bei der letzten Öffnung des Sarkophags 1906 war der Leib der Mystikerin immer noch unversehrt und verströmte Wohlgeruch, allerdings war die Haut eingetrocknet und dunkel. Nur die Hände, von denen einst das Leben der Immaculata aufgeschrieben worden war, hatten nach wie vor ihre ursprüngliche Frische bewahrt.

# Die hl. Barbara

## Eine adventlich-weihnachtliche Heilige

*„Das Volk, das im Dunkel lebt, sieht ein helles Licht; über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf.“ Diese Worte des Propheten Jesaja künden feierlich die Geburt des königlichen Kindes in Betlehem an. Auch der hl. Barbara, einer der bekanntesten und beliebtesten Märtyrerheiligen sowohl der West- als auch der Ostkirche, strahlte dieses rettende Gnadenlicht auf. Eingesperrt in einem Turm in heidnischem Dunkel, erlebte Barbara nämlich eine wahre Neugeburt.*

*So kostbar war der jungen Christin dieser geistige Schatz, dass sie ihn, gestärkt durch die Hl. Eucharistie, standhaft bis in den Tod verteidigte.*

Tausende Christen des Römischen Reiches bezahlten in den ersten drei Jahrhunderten während schwerer Verfolgungswellen ihre Glaubensstreue mit dem Leben. Zu den berühmten heiligen Märtyrerinnen zählen unter vielen anderen Margareta von Antiochia († um 305), Katharina von Alexandrien († um 305) und die jugendliche Barbara aus Nikomedia († 306), dem heutigen İzmit nahe Istanbul in der Türkei. Alle drei vergossen unter Kaiser Maximinus Daia ihr Märtyrerblut, keine zehn Jahre, ehe den Christen unter Kaiser Konstantin im Jahr 313 durch das *Edikt von Mailand* endlich die freie Religionsausübung zugesichert wurde.

Barbara, eine Zeitgenossin des hl. Nikolaus von Myra, war das einzige Kind des reichen heidnischen Landpflegers Dioskorus. Er ließ seiner ebenso schönen wie klugen Tochter die beste Bildung zukommen, und bald fanden sich Verehrer ein, die um Barbaras Hand anhielten. Doch sie, kaum 13-jährig, hatte anderes im Sinn! Heimlich besuchte das Mädchen immer wieder eine Gruppe junger Christen im Untergrund. Bei ihnen fand sie zum Glauben an Jesus und sehnte sich nach der Taufe. Diese Veränderung konnte ihrem Vater, einem fanatischen Christenhasser, nicht verborgen bleiben. So sperrte Dioskorus seine Tochter, um eine noch tiefere

Hinwendung zum Christentum zu verhindern und sie zu einer Heirat zustimmen, in einen eigens dafür erbauten Turm. Die gänzliche Abgeschlossenheit und Stille wurde für Barbara jedoch zur großen Gnade, denn völlig ungestört konnte sie sich nun im Gebet auf Jesus ausrichten. Die Geschichtsschreibung schweigt zwar über ihre Taufe im Turm, die Therese Neumann von Konnersreuth über 1600 Jahre später in einer ihrer Barbara-Visionen schauen durfte. Die historischen Quellen stimmen aber darin überein, dass Gott auf Barbaras Sehnen nach der Hl. Eucharistie hin einen Engel zu ihr in den Turm sandte, zu dem außer einer Dienerin niemand Zutritt hatte. Der Engel reichte ihr die Hl. Kommunion, ähnlich, wie wir es im 20. Jh. aus dem Leben der hl. Faustyna Kowalska oder der Hirtenkinder von Fatima wissen.

Da sich die Gefangene im Turm standhaft weigerte, ihre christliche Glaubensüberzeugung aufzugeben, und die Schläge des Vaters nichts fruchteten, klagte Dioskorus sein eigenes Kind beim römischen Präfekten Marcianus an. Doch auch ihm gelang es nicht, das tapfere Mädchen zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Damit war Barbaras Schicksal besiegelt, ihr Martyrium! Zwei große deutsche Stigmatisierte schauten all dies in Visionen: die

sel. Anna Katharina Emmerick im 19. Jh. und Therese Neumann, deren Seligsprechungsprozess 2005 eingeleitet wurde, im Jahr 1928 und noch genauer 1930, jeweils am Barbaratag, dem 4. Dezember: Der heidnische Statthalter ließ die junge Christin mit Ruten schlagen, mit Folterwerkzeugen misshandeln und mit Fackeln schrecklich brennen, ehe man sie zum Sterben ins Gefängnis warf. Anna Katharina Emmerick schaute, wie Barbara dort in die Kerkerwand einen Kelch und darüber eine Hostie einritzte und innig davor betete. Gegen Mitternacht erfüllte helles Licht den Raum, als Jesus eintrat, um Barbara zu ermutigen und alle ihre Wunden zu heilen. Am folgenden Tag schleppte man die 13-Jährige erneut vor den Richterstuhl des Marcianus, wo sie vor einer großen Volksmenge wiederum ein mutiges Glaubenszeugnis ablegte, das viele berührte und zu Christus finden ließ. Aufgebracht befahl der Statthalter, sie noch ärger zu quälen, bis schließlich Dioskorus ein Schwert packte, seine Tochter zum Richtplatz zerrte und sie enthauptete. Ehe der Schwertstreich sie aber tödlich

traf, betete Barbara laut: „*Herr, um Deines Todes willen gewähre mir die Bitte, dass jeder, der sich Deiner Magd erinnert und meines Leidens gedenkt, am Tag des Gerichts gerettet wird, dass ihm seine Sünden verziehen werden und Du ihm gnädig bist.*“ Da erscholl vom Himmel her eine Stimme: „*Was du erbeten hast, sei dir gewährt.*“

*D*urch dieses Versprechen, dass niemand, der zu ihr seine Zuflucht nimmt, ohne den Trost der Hll. Sakramente sterben wird, fand die hl. Barbara im ausgehenden Mittelalter Aufnahme unter die 14 Nothelfer. Sie, die selbst im Turm die Hl. Eucharistie aus Engelshand empfing und auch im Kerker durch die Hl. Kommunion für das Martyrium gestärkt wurde, ist zur hochverehrten Patronin der Sterbenden und zur großen eucharistischen Heiligen geworden - in der Kunst mit Turm, Kelch, Schwert und Palme dargestellt. Ikonen der orthodoxen Kirche zeigen Barbara sogar in festlich priesterlichen Gewändern und mit dem Kelch in der Hand.

## Die hl. Barbara und die Heiligen

*A*lles, was wir über den hl. Stanislaus Kostka aus angesehenem polnischen Adel wissen, ist keine fromme Legende, sondern eine historisch belegte Tatsache. Im Advent 1566 war er in Wien lebensgefährlich erkrankt und von den Ärzten bereits aufgegeben. Der 16-jährige heiligmäßige Jesuitenschüler war ergeben, aber traurig, denn er würde ohne den Trost der Sterbesakramente in den Tod gehen, da sein Vermieter, ein fanatischer Lutheraner, niemals einen katholischen Priester mit dem Allerheiligsten zu ihm lassen würde. In seiner inneren Not erinnerte sich der Sterbenskranke an alles, was er bei Vorträgen der Jesuiten über die hl. Barbara gehört und selbst über sie gelesen hatte. So wandte er sich vertrauensvoll an Barbara, die hl. Patronin seiner Studentenbruderschaft. In einer der folgenden Nächte schüttelte er plötzlich seinen am Krankenbett wachenden Erzieher Bielinski am Arm und rief freudig: „*Auf die Knie! Auf die Knie!*

*Schau, die hl. Barbara! Sie kommt mit zwei Engeln, die mir das Heiligste Sakrament bringen.*“ Dreimal betete er das „*Herr, ich bin nicht würdig*“, dann rief er glückstrahlend: „*O Gott meines Herzens!*“ und blieb lange Zeit in Anbetung versunken.

*A*uch der hl. Junípero Serra, ein unermüdlicher Franziskaner aus Mallorca und Gründer von neun Missionen in Kalifornien, aus denen die Städte San Francisco, Los Angeles, San Diego, San Antonio und Santa Barbara hervorgingen, erfuhr auf der Überfahrt von Europa nach Amerika die rettende Hilfe der hl. Barbara. Am 2. Dezember 1749 geriet das Schiff mitten in der Karibik für zwei Tage und Nächte in einen heftigen Sturm. Es kam vom Kurs ab und füllte sich zusehends mit Wasser, man drohte Schiffbruch zu erleiden. Angesichts der Todesnot schrieben die 20 Franziskaner und sieben Dominikaner an

Bord ihre Lieblingsheiligen auf Zettel; Junípero Serra wählte für sich den hl. Francisco Solano. Dann, nach kurzem Gebet, wurde der Schutzpatron gezogen, an den man sich voll Vertrauen wenden wollte. Es war die hl. Barbara - und dies genau an ihrem Festtag, dem 4. Dezember! Drei Mal riefen die Ordensmänner nun aus voller Kehle: „*Viva Santa Bárbara!*“, und zum Staunen aller legte sich der Sturm sofort. Mit gebrochenem Hauptmast und einigen Lecks lief die „Guadalupe“ in Vera Cruz ein. Man hätte keinen Tag länger auf See durchhalten können, darin war sich die Schiffsmannschaft einig! Der dankbare Junípero Serra aber tat alles, um eine Mission zu Ehren der hl. Barbara an der kalifornischen Westküste zu errichten.

*Im Kloster Hegne am Bodensee starb 1913 erst 30-jährig die sel. Ulrika Nisch, eine Ingenbohler Schwester und demütige Mystikerin. Sie schrieb: „Die hll. Jungfrauen sehe ich fast immer an ihren Festtagen ... die hl. Cecilia, Katharina, Barbara, Luzia ... Alle sind entzückend schön und fein, ganz durchsichtig. Man kann es nicht begreiflich machen, wenn man es nicht selber gesehen hat.“*

Ähnlich Schönes schaute die hl. Faustyna und notierte 1937 in ihr Tagebuch: „*Heute Morgen kam eine Jungfrau zu mir: die hl. Barbara. Sie empfahl mir, neun Tage lang die Hl. Kommunion für mein Land aufzuopfern,*

*um damit Gottes Zorn zu besänftigen. Diese Jungfrau hatte eine Sternenkronen und in der Hand ein Schwert ... Ihr Kleid war weiß, die Haare fielen herab. Sie war so schön, dass ich gedacht hätte, es sei die Heiligste Jungfrau, hätte ich sie nicht schon gekannt. Jetzt weiß ich, dass alle Jungfrauen sich durch besondere Schönheit auszeichnen; sie strahlen eine eigenartige Schönheit aus.“*

Der heiligmäßige russisch-orthodoxe Priestermonch Ioann Krestiankin, der in Straflagern in Nordrussland und an der Wolga Unsägliches gelitten hat, starb 2006, erst vor 13 Jahren. Seine Mutter Elisaveta Ilarionovna erzählte oft, wie er daheim in Orjol als Knabe schwer erkrankt und bald dem Tode nahe war. Elisaveta wachte voll Sorge an seinem Bett, als sie eines Nachts ein Mädchen von überirdischer Schönheit vor sich sah, das sich mit den Worten an sie wandte: „*Gibst du ihn mir?*“ Innerlich wusste die erschrockene Mutter: Das ist die Großmartyrerin Barbara, und um Hilfe flehend, streckte sie ihr schweigend die Hände entgegen. Nach diesem Vorfall begann ihr Sohn sofort zu genesen, und die hl. Barbara wurde die Gefährtin seines Lebens, an die er sich täglich im Gebet wandte. Auch sein Sterben vertraute Väterchen Krestiankin ihr an. Nach seinem Tod fand man in seinem Gebetbuch ein Bild der hl. Barbara und ein Gebet um einen guten Tod.

## Schutzpatronin der Bergleute

Man würde es nicht denken: In der Schweiz, in Deutschland, Österreich und anderswo auf der Welt verehren alle, die beim Berg- und Tunnelbau unter Tage arbeiten - ob gläubig oder nicht -, die hl. Barbara als ihre Schutzpatronin, weil sie selbst eingesperrt im Dunkel eines Turms lebte! In jahrhundertelanger Tradition wird die hl. Barbara bei der risikoreichen Berg-, Tunnel- und Sprengarbeit um ihre Hilfe angerufen, und bis heute geschehen auf ihre Fürsprache Wunder und offenkundige Errettungen in allerletzter Sekunde. Vor ersten Bohrungen

und Sprengungen für einen neuen Tunnel wird meist dort in der Nähe ein Bild oder eine Statue der hl. Barbara angebracht, und oft gibt es neben oder über Eingängen auch von hochmodernen Straßentunneln eine kleine Nische mit einer Darstellung der volkstümlichen Heiligen.

Am 4. Dezember, dem Gedenktag der hl. Barbara, ruht für die Bergleute die Arbeit. In vielen Bergwerken und selbst in unfertigen Tunneln finden ihr zu Ehren Gottesdienste, Andachten oder Barbarafeiern statt, so z. B. 2015 im deutschen

Steinsalzbergwerk Bernburg in Sachsen-Anhalt in der Grube in 513 Metern Tiefe im Beisein von Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff! In bergmännischer Tradition wird der hl. Barbara für ihren Schutz gedankt, für jede unfallfreie Arbeitsstunde des vergangenen Jahres, für die gute Produktion, und gemeinsam vertrauen sich die Bergleute gleich wieder ihrer Schirmherrschaft für das neue Jahr an.

Unsere Schweizer Novizin Melanie Herger aus dem Kanton Uri erzählte uns vor einiger Zeit von einem guten, stets hilfsbereiten Bekannten ihres Vaters namens Beda Bissig (47 J.), der oft zu Tunnel-, Berg- und Straßenbauarbeiten gerufen wird. Dem überaus erfahrenen, zuverlässigen Sprengmeister werden gerne auch sehr heikle Aufträge anvertraut, denn trotz aller Schutzmaßnahmen und hoher Sicherheitsvorkehrungen bleibt das Unfallrisiko hoch. In seinem gefährlichen Beruf ist Beda ein großer Verehrer der hl. Barbara; dazu steht er auch ganz offen vor seinen Kollegen. Unkompliziert und direkt berichtete er uns im Sommer 2019 über das Sprengen und seine Lieblingsheilige. „Für die hl. Barbara tue ich das gerne“, sagte er.

„In den zehn Jahren, seit ich Sprengmeister bin, habe ich schon mehrere Hundert Tonnen Sprengstoff gebraucht und noch nie einen größeren Sachschaden oder gar Personenschaden zu beklagen gehabt. Das ist keineswegs selbstverständlich und in meinem Fall gewiss der hl. Barbara zuzuschreiben - das glaube ich fest! Darum ist es mir wichtig, mit den Arbeitskollegen unserer Patronin an ihrem Fest im Advent immer zu danken, weiß ich doch allein von mir persönlich gleich mehrere konkrete Situationen, bei denen mir eindeutig die hl. Barbara auffallend geholfen hat. Ohne ihren Beistand wäre mit Sicherheit einiges ganz schiefgelaufen. Zwei Ereignisse sind mir dabei besonders vor Augen:

Das eine trug sich 2015 beim Muttsee zu, wo ich im Auftrag der Linth-Limmern AG, einer Kraftwerksgesellschaft in Linthal im Glarner Hinterland, einen Graben sprengen sollte. In der Nähe, in angemessenem Sicherheitsabstand, machten

Arbeiter Armierungen, d. h. sie waren mit der Verstärkung von Betonbauteilen beschäftigt. Mindestens zehn Sprengungen führte ich vorschriftsmäßig durch, und alles ging gut. Dabei wäre es mir gar nicht in den Sinn gekommen, den Arbeitstrupp wegzuschicken. Aber dann, ohne ersichtlichen Grund, ging ich plötzlich zu den zwölf Arbeitern hinüber und sagte ihnen, sie müssten für diese elfte Sprengung von ihrem Arbeitsplatz weggehen. Es war nur so eine Eingebung in mir - anders kann ich's nicht erklären. Manchmal spürt man einfach, was man tun soll, ohne zu wissen, wieso. Dann drückte ich ab. Es musste wohl eine unterirdische Kluft vorhanden gewesen sein oder eine weiche Stelle. Jedenfalls lagen nach dieser Sprengung zwei Kubikmeter Geröll und Bollensteine, also etwa fünf Tonnen Material, genau an der Stelle, wo eben noch die zwölf Männer gearbeitet hatten. In solchen Momenten, da alle tot hätten sein können, dankt man wirklich der hl. Barbara!

Ähnlich erging es mir nach einer offensichtlichen Hilfe der hl. Barbara im Sommer 2018. Es war in der Schöllenen, einer Schlucht im Kanton Uri. Die STRABAG, verantwortlich für den Verkehrswegebau, hatte mir einen Schnellauftrag gegeben. Weil man es mit dem Bagger nicht geschafft hatte, sollte ich rasch einen sehr harten Felsen sprengen, damit eine andere Firma dort am nächsten Tag Rohre verlegen konnte. Es war schon gegen halb zehn Uhr abends. Zirka 15 Meter von diesem Felsen entfernt, etwas unterhalb, standen zwei Autos, und ich fragte den Vorarbeiter, was das bedeuten solle. Er erwiderte mir, die Fahrzeuge stünden schon den ganzen Tag verlassen in der abgesperrten Zone. Inzwischen brachte ich die Sprengladung ordnungsgemäß an, stellte drei Sprengwachen zur Absperrung der Zufahrtsstraße auf und überprüfte nochmals, ob alles passte und sich keine Person dem Sperrgebiet näherte. Weil die Sprengung unaufschiebbar und von den Wagenbesitzern immer noch nichts zu sehen war, gab ich das übliche Warnsignal mit dem Horn. Dann nahm ich die Felssprengung vor. Als wir kurz darauf zu den Autos kamen, brannte in beiden Licht, und je zwei Personen saßen darin. Zugegeben,

ich war nicht sehr freundlich zu den Leuten, die, als sie das Horn gehört hatten, eilig querfeldein zu den Autos gelaufen und eingestiegen waren, obwohl sie die Absperrung gesehen hatten. Und das ausgerechnet im gefährlichsten Moment!

Doch kein einziger Felsbrocken hatte sie getroffen, obwohl ich gut Sprengstoff geladen hatte und das Gestein sonst oft viel weiter flog. Da war ‚meine Barbara‘ am Werk, sonst hätte das schlimm enden können!“

Hauptquellen: Legenda aurea; Codex Vaticanus 866 St. Barbara, Weg einer Heiligen durch die Zeit, Nemitz, Thierse, Edition Glückauf, Essen  
weitere Quellen: siehe S. 34 und bei der Redaktion

Nach alter christlicher Tradition schneidet man Anfang Advent, am Barbaratag, einige Kirsch- oder Apfelzweige und stellt sie ins Wasser. Bis Heiligabend sollen die Barbarazweige aufblühen, um uns an das Martyrium der hl. Barbara und an ihre Neugeburt für den Himmel zu erinnern.

Die aufgebrochenen weißen Blütenknospen symbolisieren aber auch Jesus Christus selbst, den Spross aus der Wurzel Jesse, der uns durch Seine Geburt zu neuem Leben erweckt.

*I*m sechsten Jh. kamen die Reliquien der hl. Barbara nach Byzanz, dem heutigen Istanbul. 600 Jahre später, als Barbara, die Tochter des byzantinischen Kaisers Alexios, den Großfürsten Swatopolk von Kiew heiratete, erhielt sie als Brautgeschenk Reliquien ihrer Namenspatronin, die sie im Jahre 1108 in die Ukraine brachte. Die unschätzbar wertvollen Barbarareliquien fanden dort ihren würdigen Platz im Kiewer St.-Michael-Goldkuppelkloster in einem eigens angefertigten, fast 500 kg schweren Silberschrein. Wegen der auffallenden Wunder und Gebetserhörungen, die bei der Märtyrerin Barbara geschahen, wurde das prächtige Michaelskloster nach dem Kiewer Höhlenkloster zum beliebtesten und meistbesuchten Wallfahrtsort der Ukraine. 1870 kamen 100 000 Pilger zur hl. Barbara! Zum Glück übertrug man ihre wertvollen Reliquien, ehe die Bolschewiken 1936 das Michaelskloster zerstörten, in die Kiewer Wladimirkathedrale.

*B*eda Bissig hatte Melanies Familie schon öfter gefragt, ob sie ihm eine Barbara-Medaille besorgen könnte. Doch es war nicht einfach, eine wirklich schöne zu finden, bis dann unsere Sr. Maria Barbara im November 2018 aus der Russland-Mission eine Silbermedaille von Bedas Lieblingsheiliger mitbrachte, die sie in einer orthodoxen Kirche gefunden hatte. Seitdem trägt Beda sie mit Stolz und voll Vertrauen. Zudem hatte Sr. Maria Barbara ihm für sich und seine Kollegen laminierte Barbara-Bilder zum Einstecken in die Jackentasche oder zum Aufstellen im Tunnel geschickt. Weil das Barbarafest vor der Tür stand, schenkte Beda tatsächlich jedem Mitarbeiter, der es wollte, das Barbarabild mit Gebet. Auch zögert er bis heute nicht, vor Sprengungen seinen Kollegen ein Foto der Barbaramedaille vom Smartphone aus zu senden, um sie an ihre Schutzheilige zu erinnern.

Kommt es beim Tunnelbau endlich zum Durchbruch, so ist das eine große Sache, ein Fest!  
In Dankbarkeit für allen Schutz wird als Erstes eine Statue der hl. Barbara durchgereicht.

# Der Adventskranz

Das Aufstellen eines nach Tannengrün duftenden Adventskranzes in unseren Wohnzimmern und Kirchen gehört in unseren Breiten zu den nahezu unverzichtbaren adventlichen Traditionen. Woher dieser schöne christliche Brauch stammt, weiß allerdings kaum jemand.

Erfunden wurde der Adventskranz vom evangelischen Theologen und genialen Pädagogen Johann Hinrich Wichern (1808-1881) aus Hamburg. Selbst Halbweise aus einfachen Verhältnissen, war der feinsinnige, energische junge Mann im frühindustriellen Hamburg tief getroffen vom schreienden Elend Tausender Straßenkinder. So gründete der 25-jährige Lehrer 1833 ein Werk „zur Rettung verwaarloster und schwererziehbarer Kinder“.

Das sogenannte „Rauhe Haus“ vor den Toren Hamburgs, in dem Wichern mit zwölf Jungen begann, wurde zum ersten von später über hundert „Rettungshäusern“. Geprägt von einem warmherzigen christlich-familiären Geist spielte das Weihnachtsfest dort eine ganz besondere Rolle. Und da die Kinder im Advent immer ungeduliger fragten, wann denn nun endlich Weihnachten sei, baute Wichern 1839 erstmals eine

Art Adventskalender. Auf einem Wagenrad, das er im Betsaal des Waisenhauses aufhängte, befestigte er so viele Kerzen, wie es vom ersten Adventssonntag an bis zum Heiligen Abend Tage waren: für die Sonntage vier große weiße, für die Wochentage dazwischen die entsprechende Anzahl kleiner roter Kerzen. Mit leuchtenden Augen und wachsender Vorfreude konnten die Kinder so mitverfolgen, wie mit den täglich sich mehrenden Lichtern die Geburt des Jesuskindes näher kam.

Schnell fand der Kranz begeisterte Verbreitung, doch wurde die Anzahl der Kerzen für den „Hausgebrauch“ bald auf die vier Lichter für die Adventssonntage reduziert, da der „Wichern-Kranz“ mit seinen vielen Kerzen für die Wohnungen zu groß war. Ab 1851 wurde der Kranz dann mit Tannenzweigen umwunden. 1925 leuchtete schließlich der erste Adventskranz auch in einer katholischen Kirche in Köln und gelangte 1930 bis ins ferne München. Ist es nicht schön, dass sein Entstehen dem gespannten Warten armer Kinder zu verdanken ist?

# Das Adventsgesicht der Christen

*Advent ist für uns Christen eigentlich nicht nur im Dezember. Vielmehr sind wir berufen, jeden Tag des Jahres als adventliche Menschen zu leben, die mit Vertrauen und einer gewissen Vorfreude die Wiederkunft des Herrn erwarten, bekennen wir doch bei jeder Hl. Messe: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und Deine Auferstehung preisen wir, bis Du kommst in Herrlichkeit!“  
Die folgende Erzählung soll uns dabei helfen.*

„*Bitte warten Sie hier!*“, sagte ich zu dem Blinden und ließ ihn an einer verkehrsgeschützten Ecke des Großstadtbahnhofs allein. Ich wollte ihm das Menschengewühl auf dem Weg zum Schalter, zur Auskunft, zur Fahrplantafel und zur Post ersparen. Als ich zurückkam, sah ich ihn schon von weitem dort stehen, während die Menschen an ihm vorbeihetzten, ein Kind ihn anstarrte, ein Gepäckkarren einen Bogen um ihn fuhr und ein Zeitungsverkäufer nach einem irrtümlichen und vergeblichen Angebot fast scheu wieder von ihm wegging.

Er stand ganz still, der Blinde, und auch ich musste ein paar Augenblicke stehenbleiben. Ich

musste sein Gesicht ansehen. Die Schritte um ihn her und die unbekanntenen Stimmen und all die Geräusche des lebhaften Verkehrs schienen für ihn keine Bedeutung zu haben. Er wartete. *Es war ein ganz geduldiges, vertrauendes und gesammeltes Warten.* Es war kein Zweifel auf dem Gesicht zu lesen, dass ich etwa nicht wiederkommen könnte. Es war ein wunderbarer Schein der Vorfreude darin; er würde bestimmt wieder bei der Hand genommen werden. Ich kam nur langsam los vom Anblick dieses eindrucksvoll wartenden Antlitzes mit geschlossenen Lidern; dann wusste ich auf einmal: So müsste eigentlich das Adventsgesicht der Christen aussehen!

Magdalena, die Nichte unserer Sr. Judith, ist blind geboren und ist mit ihrer heiteren und liebenswürdigen Art der Sonnenschein der Familie. Kinder wie sie können gerade im Advent in ihrem Vertrauen ein Vorbild sein.

# Das Weihnachtswunder von Liegnitz

Alles hängt vom lebendigen Glauben ab! Dieser Glaube lässt uns im Stall von Betlehem das Erlöserkind anbeten und in der Werkstatt der verrufenen Stadt Nazaret den Jesusknaben als Sohn Gottes erkennen. Ein Christ mit lebendigem Glauben wankt selbst dann nicht, wenn er den blutüberströmten Gottmenschen an der Geißelsäule sieht, dessen Göttliches Herz wenig später, auf Kalvaria, durchbohrt wird. Auch drängt es nur eine wirklich glaubende Seele, den eucharistischen Herrn im Tabernakel aufzusuchen und Ihn, verborgen in einer kleinen „weißen Scheibe“, anzubeten. Kurz, ob in Betlehem, in Nazaret, auf Kalvaria oder im Tabernakel, überall lässt Sich Gott finden. Nur eines braucht es: einen aufrichtigen, kindlichen Glauben, den sich ein jeder erbitten kann. Doch seit der Urkirche bis zum heutigen Tag verhilft uns der Himmel oft ganz unverdient durch außergewöhnliche Ereignisse zur Gnade des Glaubens. Keine sechs Jahre ist es her, dass Gott uns ein wahres Weihnachtswunder geschenkt hat - wissenschaftlich bestens bezeugt-, um damit selbst großen Skeptikern und Zweiflern einen Glaubensanstoß zu geben.

Ausgerechnet am Weihnachtsfest, am 25. Dezember 2013, geschah in der polnischen Stadt Liegnitz in Niederschlesien, rund 100 Kilometer von der deutsch-polnischen Grenze entfernt, eines der jüngsten und eindrucklichsten eucharistischen Wunder der Kirchengeschichte. Ihm ging in der Kirche des hl. Hyazinth ein Missgeschick voraus: Beim Austeilen der Kommunion während des feierlichen Hochamtes zum Fest der Geburt Christi fiel Pfarrer Andrzej Ziombra eine konsekrierte Hostie zu Boden. Sofort hob der erschrockene Priester sie auf, und kaum hatte er den Schlusssegnen gegeben, trug er die verunreinigte Hostie ehrfürchtig in die Sakristei. Dort legte Pfarrer Ziombra sie entsprechend der kirchlichen

Vorschrift in eine mit Wasser gefüllte goldene Hostienschale, die er verschloss. Nun wollte er abwarten, bis sich die Hostie ganz aufgelöst und somit nicht mehr die Gestalt des Brotes hatte und folglich auch nicht mehr der eucharistische Leib Christi war. Das Wasser gedachte der Priester, wie vorgeschrieben, dann ins sogenannte Sakrarium zu schütten, in eine Öffnung im Boden der Kirche, die direkt ins Erdreich führt. Zehn Tage später, am 4. Januar 2014, war er sicher, dass sich die Hostie im Wasser der goldenen Schale aufgelöst haben musste. So beschloss er, in Anwesenheit zweier Priester das Wasser ins Sakrarium zu leeren. Doch wie sehr staunten die drei Geistlichen, als sie feststellten, dass die Brotgestalt noch intakt war - und nicht nur das: Auf der Oberfläche der weißen Hostie, zum Rand hin, hatte sich eine ovale rote Substanz gebildet, die wie frisches Blut aussah.

Sofort informierte Pfarrer Ziombra den damaligen Bischof von Liegnitz, Msgr. Stefan Cichy, der bald darauf eine Kommission mit der wissenschaftlichen Untersuchung des Phänomens beauftragte. Als das Team am 26. Januar 2014 zu arbeiten begann, war das Umfeld der roten Substanz wegen ihres unterschiedlichen Gewichtes schon aus der Hostie herausgebrochen, die sich allmählich aufzulösen begann. Dieses ovale Hostienfragment wurde eine Woche später aus dem Wasser gehoben und auf ein rundes, goldbesticktes Korporale gelegt, wo sich ein ebenfalls ovaler, im Zentrum bereits tieferer Fleck allmählich verdichtete.

Von ihm entnahmen Mitarbeiter des Breslauer Instituts für Gerichtsmedizin Proben, in denen weder Pilzbefall noch Schimmel oder eine externe Verunreinigung nachgewiesen werden konnte. Schließlich schlossen die Gerichtsmediziner ein Bakterium oder einen Pilz als Ursache für die

Verfärbung der Hostie kategorisch aus. Eine histopathologische Untersuchung dagegen ergab zum grenzenlosen Erstaunen der Experten, dass es sich „höchstwahrscheinlich um Gewebe eines Herzmuskels“ handelte.

**D**ieses Resultat war freilich so unglaublich, dass man unbedingt eine zweite Meinung einholen wollte. So schickte man eine weitere Probe ohne Angaben ihrer Herkunft an das Stettiner Institut für Gerichtsmedizin. Dort wurde ein anderes Untersuchungsverfahren angewandt. Als dieses abgeschlossen war, teilte die Abteilung für Histopathologie der Pommerschen Medizinischen Universität mit, man habe „Gewebefragmente identifiziert, die fragmentierte Bestandteile eines kreuzgestreiften Muskels enthalten“. Dieser gliche „einem menschlichen Herzmuskel mit Veränderungen, wie sie während des Todeskampfes auftreten können“. Zudem habe man menschliche DNA im Blut festgestellt.

Die Liegnitzer Chefärztin der kardiologischen Abteilung Dr. Barbara Engel, Mitglied des bischöflichen Untersuchungskomitees, fasste zusammen: „Das Material wurde unter UV-Strahlen und einem Orange-Filter untersucht, und das Ergebnis war eindeutig. Wir konnten Herzmuskelfasern identifizieren, die typisch für das Gewebe des Herzmuskels sind, mit Veränderungen, wie sie oft während eines Todeskampfes auftreten.“ Als in der 100 000-Einwohner-Stadt Liegnitz kein Zweifel mehr am Befund bestand, reagierte die Kirche. Am 10. April 2016 verlas der neue Bischof Zbigniew Kiernikowski bei der Hl. Messe in der St.-Hyazinth-Kirche den Abschlussbericht seiner Kommission. Der Vorfall von 2013, so stellte er fest, weise „alle Merkmale eines eucharistischen Wunders“ auf. Nach Rücksprache mit der vatikanischen Glaubenskongregation empfahl er

Pfarrer Ziombra, das, was von der Wunderhostie übriggeblieben war, zur Verehrung auszustellen. Am 2. Juli 2016 wurde das eucharistische Wunder von Liegnitz dann in feierlicher Prozession, an der 3000 Gläubige teilnahmen, in die Kirche des hl. Hyazinth zurückgebracht, wo Bischof Kiernikowski zur Einweihung einer eigens dazu eingerichteten Seitenkapelle ein Pontifikalamt zelebrierte. Das ovale Fragment, von dem fast nur noch das menschliche Herzgewebe übrig ist, wurde in eine Monstranz eingefügt, die seitdem, von einer Glashaube geschützt, auf einem Sockel vor dem Bild des Barmherzigen Jesus steht. Eine Schautafel erklärt die Geschichte und Untersuchung des Wunders, und in einem Buch werden bezeugte Gebetserhörungen festgehalten. Selbst von auffallenden Krankenheilungen wird berichtet, und zur Verehrung des Weihnachtswunders kamen bereits Pilger aus Deutschland und Südamerika, aus den USA und Australien. Für Bischof Kiernikowski ist die fleischgewordene Hostie „ein wundervolles Zeichen des Wohlwollens und der Liebe Gottes, Der zu uns Menschen her-abgestiegen ist“. Pfarrer Ziombra wertet das Weihnachts-Hostienwunder als klaren Beweis, dass es Gott gibt. Deshalb hofft er, dass die Menschen in Liegnitz durch die geradezu „greifbare“ Gegenwart des eucharistischen Herrn in ihrem Glauben bestärkt werden. Möge dieses eucharistische Wunder auch vielen protestantischen Brüdern und Schwestern helfen, an die Realpräsenz des Gottmenschen im Sakrament des Altares zu glauben - und dies ganz im Sinne eines angesehenen evangelischen Theologen und geschätzten Predigers des 20. Jh., Dr. Helmut Thielicke, der sagte: „Wenn die Wesensverwandlung von Brot und Wein Tatsache sein sollte, dann dürfte man sich von den Knien nicht mehr erheben.“

Quelle: Michael Hesemann, Menetekel - Prophezeiungen, Visionen, blutende Hostien: Mysterium - Ungelöste Rätsel der Christenheit, Band 2, Bonifatius-Verlag 2017

**E**rst in fünf Fällen der insgesamt 133 kirchlich anerkannten eucharistischen Wunder, nämlich beim berühmten Hostienwunder von Lanciano (8. Jh.) sowie bei den modernen Wundern von Buenos Aires (1996), Tixtla in Mexiko (2006), Sokolka in Polen (2008) und eben jüngst in Liegnitz (2013), konnten führende Gerichtsmediziner nachweisen, dass sich eine konsekrierte Hostie tatsächlich in menschliches Gewebe des Herzmuskels verwandelt hat.

# Ganz gegen meine Erwartungen

*Unter dem Schutzmantel der Altöttinger Madonna empfing Korbinian Glasl am 28. September 2019 durch Handauflegung S. Em. Mauro Kardinal Piacenza aus Rom in der Stiftskirche in Altötting die Priesterweihe. Am folgenden Tag feierte P. Korbinian Maria in der Bürgersaalkirche seiner Heimatstadt München die Primizmesse. Wie bereits in der letzten Ausgabe des Triumph des Herzens angekündigt, erzählt er uns von seinem Weg, wie es dazu kam, dass er sich gegen seine eigenen Erwartungen für das Priestertum entschied.*

*I*mmmer besser kann ich den hl. Augustinus verstehen, der schrieb: „Bei mir drin warst Du, und ich lief hinaus und suchte draußen Dich ... Du warst bei mir, und ich war nicht bei Dir.“

Doch alles der Reihe nach. Aufgewachsen in einer Familie, in der sich meine Eltern bemühten, uns Kindern den Glauben nahezubringen und vorzuleben, versuchten wir abends gemeinsam den Rosenkranz zu beten. Anfangs noch alle zusammen, sagte sich einer nach dem anderen von uns größeren Kindern mit zunehmendem Alter davon los, da er anderes, scheinbar Wichtigeres zu tun hatte. So gab es eine Zeit, in der meine Eltern stellvertretend für uns den Rosenkranz beteten. Der sonntägliche Besuch der Hl. Messe war allerdings eine Selbstverständlichkeit, schon deshalb, weil wir vier Buben alle ministrierten. Als ich mit fünf Jahren zur Frühkommunion gehen durfte, hatte ich bereits den Wunsch, Priester zu werden. Doch das änderte sich, als wir mit dem Fußballspielen begannen und die Jugendzeit anbrach.

Wie so oft schätzt man das, was man von klein auf kennt, nicht genügend. Wir Brüder und unsere Schwester Anna-Maria wuchsen in gewissem Sinn mit der Familie Mariens auf, weil unsere Eltern, seit ich denken kann, Fahrten zum Gebetstag der Frau aller Völker sowie Einkehrtage in München organisieren. Bald kannten wir Geschwister das Exerzitienhaus besser als die Schwestern, die zur Kinderbetreuung eingeteilt waren, und nahmen uns „gewisse Freiheiten“. Lebhaft wie wir

waren, wurden wir zum regelrechten Schwesternschreck, denn es war äußerst schwierig, uns zu bändigen, außer man ließ uns Fußball spielen. Mit zwölf Jahren trat ich in den lokalen Fußballverein ein, und recht bald wurde der Fußball zum Dreh- und Angelpunkt in meinem Leben. Denn wir waren nicht nur auf dem Platz eine sehr gute Mannschaft, sondern auch abseits des Feldes eng miteinander befreundet. Bei allem, was wir unternahmen, stand der Fußball im Mittelpunkt. Es dauerte nicht lange, und wir Fußballer trafen uns immer häufiger in den Bars, was zu meiner zweiten großen Liebe wurde: das feuchtfröhliche Beisammensein, das ausgiebige Feiern, die Mädchen und das Nachtleben. Der Glaube hingegen wurde immer uninteressanter und verlor an Bedeutung. So gab es eine Zeit, in der ich nur mehr aus Liebe zu meinen Eltern und aus Gewohnheit in die Kirche ging, auch weil ich wusste: Wenn in der Schule alles stimmt und ich die Sonntagsmesse besuche, habe ich zu Hause mehr Freiheiten.

*M*ein Kinderwunsch, einmal Priester zu werden, trat in den Hintergrund, bis er schließlich gänzlich verblasste, da ich die Welt mit ihren Reizen und Freuden zu sehr liebte. Vielmehr machte mir der Gedanke an das Priestertum Angst, denn mir schien, der Glaube würde mit all seinen „Geboten, Verboten und Pflichten“ meine Freiheit mehr beschränken als mich frei und glücklich machen. Deshalb bemühte ich mich, die innere Stimme mit äußerem Lärm zu übertönen, stürzte

mich in den Trubel des Nachtlebens und setzte mich unter Dauerberieselung durch die Medien und die Musik. Die Stille wurde mein Feind, weil ich diese „unpassende“ Stimme nicht hören

wollte. Anno dazumal kam es mir nie in den Sinn, mich ehrlich zu fragen, wie es mir eigentlich geht und was ich in meinem Leben einmal machen möchte, geschweige denn, was Gottes Wille ist.

## *Ich kam, um zu gehen ...*

Mit dem Abitur stand die Frage im Raum, ob ich zur Bundeswehr gehen oder Zivildienst leisten sollte. Da mein großer Bruder von der Bundeswehr begeistert war, wollte ich auch unbedingt dorthin, denn es ging dort vor allem feuchtfröhlich und laut zu. Meine Mama, die mich bestens kennt, schlug mir hingegen vor, ich solle bei meinem Fußballverein den Zivildienst absolvieren, was ich jedoch unter keinen Umständen wollte. Da empfahl sie mir, doch einmal jemanden außerhalb unserer Familie um Rat zu fragen, zum Beispiel einen mit unserer Familie

befreundeten Priester. Als ich ihm meine Situation schilderte, riet er mir, ein Jahr ins Ausland zu gehen. Zugleich bot er mir an, ins Priesterseminar nach Rom zu kommen, um dort ein Freiwilliges Soziales Jahr zu machen. Aufgrund meiner inneren Zerrissenheit und Unzufriedenheit stimmte ich zu, vor allem, weil er mir versicherte, dass ich nach diesem Jahr ganz frei wäre zu machen, was ich wollte. So ging ich nach Rom mit dem festen Entschluss, nach einem Jahr wieder zurückzukommen, um dann nach geleistetem Wehrdienst ein Studium zu beginnen.

## *... und ich ging, um zu bleiben*

Die erste Zeit im Seminar war nicht gerade die einfachste, ohne meine Freunde, abseits vom Schuss - und dann die Stille! Sie machte mir zu schaffen, vor allem während der persönlichen Anbetung vor dem Allerheiligsten. Da saß ich also in der Kapelle, in der Hoffnung, dass irgendetwas passieren würde. Es langweilte mich schrecklich: keine Musik, keine schrillen Lichter, keine Ablenkung Nur der Herr und ich allein. Lange habe ich gebraucht, um überhaupt zu realisieren, dass der Herr selbst dort im Allerheiligsten gegenwärtig ist und dass ich auf nichts anderes zu warten brauchte, denn es gibt nichts Größeres als Ihn. Da sich der Herr nicht aufzwingt, sondern mit Güte und Sanftmut um die Gunst unseres Herzens wirbt, brauchte es Zeit, Ihn verborgen in den eucharistischen Gestalten zu erkennen. Hier bei der Anbetung wurde mir bewusst, dass ich das Glück nie in der Welt finden werde, weder im Fußball noch beim Feiern. Es musste doch einen tieferen Sinn in meinem Leben geben, etwas, wofür der Herr mich erschaffen hatte. Auf diese Weise wuchs in mir Schritt für Schritt die

Beziehung zu Jesus, und letztendlich stieg auch wieder der Wunsch in mir auf, Priester zu werden und mein Leben ganz Gott zu schenken.

So wurden aus einem Jahr mittlerweile neun Jahre, und ich kann heute aus vollster Überzeugung und sehr glücklich mein Jawort zum Ruf des Herrn sprechen. Ja, ich möchte ein Priester werden, der das Herz des Herrn in sich trägt und die Liebe Gottes zu allen Menschen bringt. Doch dazu braucht es noch viel Gebet - von meiner Seite, aber ich bitte auch um das Eure. Bei uns sagt man so schön: „*Ein Mann ist nur so stark wie seine Frau im Hintergrund.*“ Das Gleiche gilt für den Priester: Der Priester ist nur so stark wie die Gebete und Opfer der Gläubigen, die hinter ihm stehen. Deshalb möchte ich mich zunächst bei allen bedanken, die mir durch ihr Gebet, ihre Freundschaft und ihre Opfer geholfen haben, diesen Weg bis hierher zu gehen. Ich möchte Euch aber auch alle bitten, für mich zu beten, damit sich das in mir verwirklichen kann, was Gottes Plan mit meinem Leben ist. Wir Priester sind und bleiben ja schwache

Menschen, wie es der hl. Paulus sagt: „*Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt*“ (2 Kor 4,7). Helfen wir einander auf diesem Weg!

Dazu spende ich Euch und Euren Familien mit diesen Zeilen meinen Primizsegen und würde mich freuen, Euch im Laufe dieses Jahres auf der einen oder anderen Veranstaltung persönlich begegnen zu dürfen.

Euer dankbarer P. Korbinian Maria Glasl

Als Korbinian mit fünf Jahren von seiner Oma gefragt wurde, ob er einmal Koch werden wolle, antwortete er:  
„*Nein, ich werde Priester in einem Jesusverein.*“

## Weihnachten für Missionare

*Weihnachten in der warmen Stube mit erleuchtetem Tannenbaum und einem gemütlichen Festessen - so wünscht es sich jeder. Aber der Stall von Betlehem war eine raue Wirklichkeit, und wer Jesus nachfolgen möchte, ist manches Mal gerufen, Ihm auch an diesem Festtag in die Armut zu folgen.*

*So erging es den Missionarinnen der Nächstenliebe, die Mutter Teresa zusammen mit P. Leo Maasburg nach Jerewan, in die Hauptstadt Armeniens, sandte, um dort nach dem großen Erdbeben in der zweiten Dezemberwoche 1988 den Betroffenen Trost und Hoffnung zu bringen. 30 000 Opfer waren zu beklagen, darunter Tausende von Kindern.*

*P. Leo Maasburg erzählt, wie er in jenem Jahr mit den vier Schwestern und Mutter Teresa das Weihnachtsfest verbrachte.*

Unsere schnelle, ja überstürzte Abreise aus Moskau ließ uns kaum Zeit für Vorbereitungen. Langes Zuwarten war, wie so oft, auch in diesem Fall Mutter Teresas Devise nicht. Weihnachten, das Geburtsfest Jesu: Das war in ihren Augen genau der richtige Tag, um der leidgeprüften Bevölkerung Armeniens mit vier Schwestern und einem Priester zu Hilfe zu eilen. Der Abflug von Moskau nach Jerewan wurde deshalb unmittelbar für den Nachmittag des Weihnachtstages angesetzt. Weder unsere stumme Verwunderung

über die Eile noch ein tobender Schneesturm konnten die Abfahrt verzögern, zumindest bis zum Flughafen Scheremetjewo.

Da nicht nur Moskau, sondern auch unser Reiseziel Jerewan im Schnee zu versinken drohte, mussten wir stundenlang auf dem Flughafen warten. Mit Mutter Teresa, die noch immer als Ehrengast des Friedenskomitees geführt wurde, waren auch wir „VIPs“ und durften die Wartezeit in einer besonderen Partei- oder KGB-Lounge auf dem Flughafen verbringen. Die in der Regel von

gewichtigem, machterfülltem Schweigen oder vielleicht auch von Angst geprägte Stimmung im Salon der hohen Partei- und Wirtschaftsbosse hätte wohl nicht stärker kontrastiert und verwandelt werden können als durch das lebendige und aufgeregte Schnattern der kaffeebraunen jungen indischen Schwestern in ihren strahlend weiß-blauen Saris.

Indische Saris und Moskauer Schneesturm. Eiskalter Wind bei Minusgraden und Mutter Teresa in ihren offenen Ledersandalen ohne Socken. Wie könnte der Kontrast von kommunistischer Macht und evangelischer Armut deutlicher symbolisiert werden? So erlebte auch der KGB-Salon eine Verwandlung, die in diesem Zementbau mit seinen bombastisch geschmacklosen Plastikmöbeln und erstaunlich ungepflegten Spanntepichen wohl niemand erwartet hatte.

Wenn das Warten unvermeidbar war, wurde es von Mutter Teresa immer mit Apostolat, mit Gebet, mit fröhlichen Gesprächen und Scherzen mit ihren Schwestern erfüllt. So wurden auch an diesem Weihnachtstag die wartenden Gäste des VIP-Salons freundlich begrüßt, und schon das erste schüchterne Lächeln wurde mit einer Wundertätigen Medaille aus Mutter Teresas Trag- und Schatztasche belohnt. Sie und ihre Schwestern nutzten jede Neugier, jeden fragenden Blick als willkommene Gelegenheit, ein Lächeln oder ein freundliches Wort zu schenken. Bald hatten alle Gäste die „Bogorodiza“ (Gottesmutter) - dieses russische Wort war Mutter Teresa schon geläufig - in Form einer Wundertätigen Medaille an einer Kette oder Schnur um den Hals hängen oder in ihren Brieftaschen verstaut. Jene, die ein wenig Englisch sprachen, lehrte Mutter Teresa ein zur Medaille passendes Gebet: „*Mary, Mother of Jesus, be a Mother to me*“ (Maria, Mutter Jesu, sei auch meine Mutter).

Die Freude über diese kleinen Gesten der Liebe und das Staunen darüber waren groß. Groß war

dann aber auch das allgemeine Staunen, als die Lehnstühle zusammengeschoben wurden und die Schwestern leise, mit Rücksicht auf die Anwesenden, in den VIP-Räumen der Sowjetmächtigen ihr Mittagsgebet beteten und sangen.

In dieser großen Lounge herrschte ein Schweigen, das einer Andacht in einem Dom in der Heiligen Nacht wohl würdig gewesen wäre. Meine unterschwellige Angst war nur, dass die Wachen vor der Tür dem frommen Treiben im Herzen der Sowjetmacht ein jähes Ende bereiten und die atheistische „Normalität“ wiederherstellen könnten. Aber nichts dergleichen geschah: Kaum war der letzte Gruß an die Gottesmutter verklungen, wurden schon aus Taschen und Schachteln frisches Moskauer Schwarzbrot, dazu Streichkäse und - man lese und staune - kleine Schoko-Ostereier hervorgezaubert. Ostereier zu Weihnachten! Alle Fluggäste wurden zu Broten und Ostereiern eingeladen, aber nur die mutigsten nahmen die Plastikbecher mit der prickelnden, gelbgrünen Flüssigkeit an, die aus einer der Schwestern-Taschen aufgetaucht waren.

Als nach einer fröhlichen halben Stunde die Reste verpackt und die Plastikbecher abgewaschen waren, kam der Moment für eine verdiente Ruhepause. Mutter Teresa setzte sich in einen pseudo-barocken Armsessel unter einem riesigen Gemälde, nahm eine der Tageszeitungen zur Hand und begann die kyrillischen Buchstaben, die sie in ihrer Kindheit in der serbischen Schule in Skopje gelernt hatte, zu entziffern. Darüber nickte sie ein. Die Zeitung deckte sie fast ganz zu. Ein Bild, das ich nie vergessen werde: Mutter Teresa am Weihnachtstag 1988 in Moskau, im Herzen des Sowjetimperiums, auf einem Barockthron unter einem monumentalen Bild von Lenin sitzend und mit der kommunistischen Parteizeitung „Prawda“ (Wahrheit) bedeckt. So schlief sie ganz friedlich.

## Eine Krisensituation nach der anderen

Über das Flugfeld tobten noch stundenlang die großen weißen Schneeflocken. Erst am Abend

war an einen Abflug aus Moskau zu denken. Während eine Reihe anderer Flüge gestrichen wurde,

hob unsere Maschine ab, als es schon dunkel geworden war. Bis zum letzten Augenblick war es höchst ungewiss, ob wir auf dem durch das Erdbeben in Mitleidenschaft gezogenen Flughafen der Hauptstadt Jerewan überhaupt landen konnten. Wenige Tage nach dem verheerenden Beben hatten Hilfs- und Militärmaschinen, die lebensnotwendige Güter und Suchtrupps für die Erdbebenopfer einflogen, noch immer Vorrang vor Zivilmaschinen. Nach einer Reihe von „Quick-Novenas“, Mutter Teresas beliebten Kurznovenen, landeten wir mitten in einem Schneesturm. Dabei absolvierte der Pilot einen Anflug, der den Etappen einer Hochschaubahn ähnelte. Das Flugzeug schlingerte und ächzte, dass es zum Fürchten war.

Einen Moment lang dachte ich, neben Mutter Teresa zu sterben, sei sicherlich trostreich. Dann aber dominierte doch ein anderes, noch stärkeres Gefühl, das auch andere in vielen Krisensituationen mit Mutter Teresa erleben durften: In ihrer Gegenwart kam selten Angst oder Panik auf. Es war, als würde die Hand, die so offensichtlich Mutter Teresa führend und tragend umschloss, auch uns halten und beschützen, solange wir in ihrer Nähe waren.

*K*aum in Jerewan gelandet, ließ die nächste Krisensituation nicht lange auf sich warten. Es war kurz nach Mitternacht, und wir hatten soeben die Haupthalle des Flughafens verlassen, als hinter uns alle Lichter abgedreht und die Türen verschlossen wurden. Unsere Ankunft war sichtlich nicht mehr erwartet worden. Jedenfalls war niemand gekommen, um uns abzuholen. So standen wir in dieser Nacht des Weihnachtstages bei starkem Schneetreiben und klirrender

Kälte alleine im Dunkeln auf der Straße. Die Hauptstadt Jerewan war viele Kilometer entfernt. Diesmal war es nicht die „Quick-Novena“, sondern der Rosenkranz, den Mutter Teresa mit uns zu beten begann: „*Den du, o Jungfrau, zu Betlehem geboren hast.*“ Die zehn „*Gegrüßet seist du, Maria*“ waren noch nicht beendet, als Mutter Teresa uns mit einem lauten „*See, how good Jesus is!*“ (Seht nur, wie gut Jesus ist!) darauf aufmerksam machte, dass Gott ihr und uns schon wieder geholfen hatte: diesmal in Form eines großen Polizeiwagens, dessen Lichter plötzlich aus dem dichten Schneetreiben auftauchten.

Ich schloss aus seiner Größe, dass dieser Wagen wohl zum Transport von Truppen oder zur Beförderung von Gefangenen gedacht war. Und ich hätte es der Besatzung auch kaum verübeln können, hätten sie die mit exotischen Saris und Sandalen bekleideten mitternächtlichen Wanderer auf der tief verschneiten Flughafenstraße direkt in eine geschlossene Anstalt gebracht. Sie beförderten uns jedoch stattdessen, wie es offensichtlich ihr Auftrag war, bis vor das Kinderspital der Hauptstadt, das für die nächsten Monate der Schwestern und mein neues Zuhause werden sollte. Offensichtlich informierte die Polizei auch die Direktion des Spitals, dass wir trotz des Unwetters doch noch aufgetaucht waren, denn wir wurden am Eingang des Spitals schon von einer größeren Delegation erwartet.

Die Direktorin, Ärztinnen, ein paar Damen - allem Anschein nach Freundinnen der Direktorin - und das Sicherheitspersonal, das ich in meiner Phantasie sofort dem KGB zuordnete, alle waren sie sehr bemüht, uns den Eindruck zu vermitteln, sie hätten alles für unsere Ankunft vorbereitet.

## *Nicht viel mehr als der Stall von damals*

*K*aum hatte man uns die Räumlichkeiten gezeigt, übernahm Mutter Teresa auch schon, freundlich scherzend, aber zugleich doch sehr zielstrebig, die Raumeinteilung. Viele Räume standen uns nicht zur Verfügung. Das Krankenhaus war, wie erwähnt, ursprünglich für 120

Kinder konzipiert gewesen. Jetzt, nach dem Erdbeben, war es mit mehr als 600 zum Teil schwerverletzten Kindern belegt. Sie lagen auf den Gängen und in den Treppenhäusern. Für die vier Schwestern, die Mutter Teresa mitgebracht hatte, waren zwei Räume vorgesehen. In einem

begann Mutter Teresa, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, eine Kapelle einzurichten: Ein mitgebrachtes Kreuz und ein kleiner tragbarer Tabernakel wurden ausgepackt. Wenige Minuten später hing das Kreuz mit dem Schriftzug „*I thirst*“ (Mich dürstet) an der Wand, ein Tisch wurde als Altar herbeigeschafft, eine Matte auf dem Boden ausgerollt. Und schon konnte das erste Dank- und Nachtgebet angestimmt werden. In einem anderen Teil desselben Stockwerks wies Mutter Teresa mir eine sieben Quadratmeter große Abstellkammer mit kleiner Oberluke zu. Ich muss einigermäßen überrascht, vielleicht auch entsetzt dreingeschaut haben. Mutter Teresa, die das dunkle Loch bereits inspiziert hatte, stellte fest: „*Father, jetzt bist du ein wirklicher Missionar!*“ In ihren Worten schwang ein Unterton von zufriedenen Triumph, der schwer zu überhören war. Dann zog sie ein Säckchen getrockneter Zwetschgen aus ihrer an mehreren Stellen geflickten „Füllhorntasche“: „*Good night*“ - und schon stand ich mit einer Zwetschge in der Hand in dem Raum, der mit einem Bett, das heißt mit einem Holzgestell und zwei zu einer Matratze zusammengenähten Strohsäcken,

einigermäßen ausgefüllt war. Was sollte ich in diesem Raum unterbringen? Ich hatte ohnehin nichts, gar nichts, außer den Kleidern, die ich am Leib trug. Mein Gepäck war schon auf dem Flug von Rom nach Moskau verlorengegangen und nicht mehr aufgetaucht. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass diese Unterbringung ja nur für eine Nacht sei.

Mein armenisches Abenteuer hatte begonnen. An diesem sonderbaren weihnachtlichen Abend im fernen Jerewan vertilgte ich mein üppiges Abendessen: die Zwetschge, die mir Mutter Teresa überreicht hatte. Dann wollte ich den Kern ausspucken. Doch halt! Nur nichts verschwenden! Vielleicht konnte der Kern noch für etwas nützlich sein? Und so war es dann auch: Für die nächsten zwei Wochen war er mangels Alternative meine Zahnbürste.

*E*rschöpft schlief ich die wenigen Stunden bis zur Morgenmesse durch. Zweifellos hätte ich nicht so gut geschlafen, wenn ich gewusst hätte, dass der „Schlafkasten mit Oberluke“ nicht nur eine Notlösung für eine Nacht, sondern meine Wohnung für die nächsten sechs Monate sein sollte.

Quelle: Leo Maasburg, Mutter Teresa. Die wunderbaren Geschichten, Knauer Taschenbuch, München 2016.

Mit freundlicher Genehmigung der Verlagsgruppe Droemer Knauer und des Autors.